



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Becker, Wilhelm Martin: Naumann oder Bartsch?

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Naumann oder Bartsch?

Von Professor Dr. Wilhelm Martin Becker



Naumann oder Bartsch? Kann man diese beiden Männer in Vergleich stellen? Was hat der Dichter der wehmütig-heitern Herbsttage, der Schilderer der Lebensfreude mit dem Blick auf die Vergänglichkeit, was hat der Österreicher Rudolf Hans Bartsch gemein mit Friedrich Naumann, dem Norddeutschen, dem weitblickenden Politiker und Volkswirt?

Aber begegnen wir Deutschen uns heute nicht alle auf einem Punkte, eint uns nicht alle die Sorge um unseres Volkes Gegenwart und Zukunft?

Das deutsche Volk ist erfüllt von dem Gedanken an die Einung des Deutschen Reiches mit Österreich-Ungarn. Hüben und drüben schwillt die Erörterung an. Wirtschaftliche, staatsrechtliche, militärische Gesichtspunkte bestimmen sie. Zollfragen, Syndikatspläne, Verkehrsprobleme, die Aussichten der beiderseitigen Erzeuger und Verbraucher werden erwogen. Millionenwerte werden statistisch erfasst und gegeneinander ausgeglichen. Das Ganze scheint wie ein Handelsgeschäft größten Stiles, wie eine Fusion zweier Weltfirmen angelegt zu werden; und das erfordert gewiß Überlegung.

Bei alledem ist es aber doch so, daß nicht große Geschäfte auf gemeinsame Rechnung weiterbetrieben, nicht gleichsam zwei Maschinen an eine gemeinsame Transmission geschlossen werden sollen. Zwei Staatsindividualitäten ganz verschiedener Herkunft und Entwicklung und ihre Träger, Volksindividualitäten ganz verschiedener Art, sollen und wollen ein Bündnis für immer miteinander eingehen, das in der Tiefe ihres Wesens Veränderungen hervorrufen, ja ihre Wesensart in wichtigen Punkten vielleicht umgestalten muß.

Kurz, es handelt sich nicht um eine Aktiengesellschaft, sondern um eine Ehe.

In den meisten Erörterungen über die deutsch-österreichische Frage, die mir zu Gesicht gekommen sind, ist diese Seite der Sache nicht oder unzureichend

berührt. Nur die Tieferblickenden haben davon gesprochen, und doch liegt gerade hier der unlösbare Rest, der nach sachgemäßer Kalkulation und entsprechender Regelung des Wirtschaftlichen übrig bleibt. Und die Auffassungen über diesen Punkt sind betrüblich weit voneinander. Ihre Typen sehe ich in Bartsch und Naumann*).

Friedrich Naumann, der eigentliche Vorkämpfer des Gedankens vom geeinigten Mitteleuropa, mußte auf das Problem der seelischen Wirkungen durch seinen klaren Kopf ebenso geführt werden wie durch sein warmes Empfinden. Aber ihm ist das Wirtschaftliche doch so sehr das Bezeichnende für alle Arten staatlicher Zusammenschlüsse in der Gegenwart, daß er auf die nationalen, die menschlichen, die seelischen Vorgänge als auf etwas hinblickt, das ja auch vorhanden ist, das sich aber von selbst regeln muß, wenn erst die Hauptsache, die Wirtschaft, erledigt ist. Bezeichnend ist für ihn, daß er von einer „Wirtschaftskonfession“ der Mitteleuropäer spricht, ausdrücklich von einer Konfession, also das Wirtschaftliche an die Stelle dessen setzt, was durchaus ein Ausfluß des seelischen Befundes sein muß und von jeher gewesen ist, und was um seiner seelischen Unumgänglichkeit willen jahrhundertlang die Menschen in Kämpfe um Leben und Tod verwickelt hat. Glaubt Naumann wirklich, daß die moderne organisatorische Wirtschaftsform, der Ausdruck materiellen Bedürfnisses und seiner Stellung, uns je so ans Herz greifen kann wie unseren Altvorderen die Konfession, der Ausdruck ihres seelischen Bedürfnisses?

Man gewinnt aus Naumanns Buche den Eindruck, daß er in der Tat an ein solches Tiefgreifen des Wirtschaftlichen glaubt. Wie einst aus dem religiösen Bekenntnis die ganze politische und soziale Struktur der menschlichen Gemeinschaften und der geistige Zustand des einzelnen seine Richtung empfing, so sieht Naumann in dem Übertritt zu seinem wirtschaftlichen Bekenntnis nicht nur einen politisch und sozial wirksamen, sondern einen „seelenverändernden Entschluß“. Mir scheint dieser Ausspruch in seiner Ausschließlichkeit auf einem Sehfehler zu beruhen, der sich leicht einstellt bei Leuten, die sich übermäßig und einseitig mit Wirtschaftsproblemen beschäftigen; eine Art Zwangsvorstellung. Natürlich ist das Wirtschaftliche nicht zu unterschätzen, es ist die Grundlage unserer physischen Existenz als Einzelwesen und als Volk, und seine Wichtigkeit ist uns nie handgreiflicher geworden als in diesem Kriege. Aber so sehr sich Mensch und Volk mit seiner auf Erzeugung wirtschaftlicher Werte gerichteten Arbeit verwachsen fühlen kann — niemand wird von solcher Arbeit sagen können, sie fülle den ganzen Menschen aus, oder es gebe nichts, was der Mensch als höher und heiliger empfinde. Im Gegenteil wird der Mensch, je wertvoller

*) N. G. Bartsch, Das deutsche Volk in schwerer Zeit, Berlin (Müstein) 1916. — Fr. Naumann, Mitteleuropa, Berlin (Neimer) 1915. Der hohe Wert dieses Buches, das kein Deutscher ohne reiche Belehrung und Anregung aus der Hand legen wird, soll durch die obige Erörterung nicht in Frage gestellt werden. Aber man sollte es mit dem angedeuteten Vorbehalt lesen.

und entwickelter sein Innenleben ist, um so mehr sich von der Erdenschwere des Bloßwirtschaftlichen lösen.

Inwieweit das Denken, Fühlen, Tun eines Volkes oder eines Individuums auf das Wirtschaftliche abzustimmen ist, kann nicht nach einem absoluten Maßstab, sondern nur nach dem der Zweckmäßigkeit bemessen werden. Das Absolute ist der Zweck, die Erhaltung des Volkes, seine gesunde Weiterentwicklung als eines physischen und geistigen Lebewesens. So wenig es gesund wäre, geistige Werte (einer Minderheit) zu fördern, während die Menge des Volkes physisch verkommt, so wenig geht es an, das ganze Volk oder seine Mehrheit in eine blinde Heßjagd nach wirtschaftlichen Werten fortzureißen, weil hiermit die Seele des Volkes verkümmern oder doch verflachen müßte. Schon in dem Deutschland vor dem Kriege haben sich die materiellen Werte in einer Weise in den Vordergrund gedrängt, wie es unseres Volkes nicht mehr würdig war.

Nun kann ja nicht geleugnet werden — und Naumann hat das sehr einleuchtend dargestellt — daß wir kraft unserer organisatorischen Begabung und Erziehung einen neuen Typus des Wirtschaftsvolkes darzustellen im Begriff sind, einen Typus, der den rein kapitalistischen Völkern überlegen ist, wenn er sich dauernd halten läßt. Aber indem Naumann so den Sieg über den kapitalistischen Individualismus verkündet — was nebenbei zeigt, wie weit heutige liberale Politiker vom alten liberalen Gedanken entfernt sind — scheint es ihm selbstverständlich, daß auch der Individualismus als Seelenzustand etwas ist, das im neuen Wirtschaftsvolk verschwinden muß. Er sieht zwar, daß der Erfolg der heutigen Zeit das (allerdings sehr mittelbare) Ergebnis individualistischer Höchstleistungen derer war, die man als „Philosophen erster Größe unter uns aufsteigen sah.“ Aber heute hat der Geist sich einzuordnen, die disziplinierte Seele ist Trumpf, Denken ohne Verwirklichungszweck ist Rückständigkeit. „Unsere technischen und landwirtschaftlichen Hochschulen sind deutsche Denkeranstalten mit Verwirklichungszwecken, heute fast charakteristischer für unsere nationale Art als die alten bewährten Universitäten.“ Mein Gott, wie weit haben wir es schon gebracht! Hier spukt bereits das Ostwaldsche reine Utilitätsideal.

Nach Naumann erscheint dieser neue Mensch den Individualistenvölkern „teils als Rückfall in vergangene gebundene Zeiten und teils als künstliche Zwangs-konstruktion, die das Menschentum verleugnet und vergewaltigt“. Sie hätten so unrecht nicht, wenn es diesen Menschen wirklich gäbe; aber die Sache beruht auf jenem Sehfehler: der Deutsche ist inwendig bis jetzt noch reich genug, um zwar zur Erhaltung seiner physischen Existenz ein Wirtschaftsmensch zu werden, aber daneben und dahinter doch auch noch ein Seelenmensch zu bleiben. Das Ausland hat uns vorgeworfen, wir hätten Weimar verlassen und seien ganz nach Potsdam übergesiedelt; den Behauptungen Naumanns darf man entgegenhalten, daß wir noch beweglicher in unseren Wohnsitzen sind: wir arbeiten zwar und handeln in Hamburg, Berlin und Essen, aber wir sind alle selbstverständlich auch in Potsdam zu Hause, und die Heimat unserer Seelen

finden wir nach wie vor in Weimar und in München. Möge uns doch dieser Zustand erhalten bleiben! Wenn unser Volk einmal wirklich die Naumannsche mitteleuropäische Nichts-als-Wirtschaftsseele in sich fühlen sollte — um wieviel ärmer wären wir dann, um wieviel ärmer die Welt!

Wie steht es also mit dem seelenverändernden Entschluß zum Eintritt in die mitteleuropäische Wirtschaft? Nur wer die ganze Seele dem Geschäft hingibt, hat sie verloren. Es scheint, daß der Norddeutsche geneigter ist, sich ganz an das Objekt aufzugeben, rückhaltlos alle Reserven des Gemütes zu mobilisieren, sich in der Hingabe an das Ziel seiner selbst zu entäußern, als der Süddeutsche und der Österreicher. In dieser Eigenschaft liegt seine Stärke und seine Schwäche. Wir danken ihm den harten straffen Staatsfinn, das Ideal der unerbittlichen Pflichterfüllung; von Norddeutschland ist unsere Wirtschaftsorganisation ausgegangen, und aus dem norddeutschen Haß gegen alle Halbheiten verstehen wir es, wenn jetzt auch das Evangelium der neuen Arbeitsgemeinschaft über Mitteleuropa mit solcher Unerbittlichkeit propagiert wird. Aber man kann nicht ganz Mitteleuropa mit norddeutschem Geist erfüllen. Naumann selbst lenkt unseren Blick auf die Süddeutschen. Sie sind mit dem Norden wirtschaftlich zusammengewachsen, die Industrie ist vorwärts gekommen, der Bauer auch. Aber hat der Süddeutsche seine Seele verändert? Man muß Süddeutschland wenig kennen, wenn man dort als einzigen Unterschied gegenüber dem Norden den stärkeren politischen und gesellschaftlichen Liberalismus findet. Die Wirtschaft hat sich mit den Methoden Norddeutschlands durchdrungen, aber sie haben ihr die bayerische, die schwäbische, die fränkische Wesensart, die sich darin äußert, wie der Mensch dem Leben gegenübersteht, nicht entreißen können. Der Süddeutsche war unbefangen genug, den Fortschritt der wirtschaftlichen Methode als das zu begreifen, was er ist, als eine Waffe, mit der man sich besser als vorher durchs Leben schlagen kann. Eine Waffe führt man in der Faust, aber man läßt ihr keine Herrschaft über sich. Mindestens waren es nur wenige, die ihr Inneres ganz dem neuen Wirtschaftsprinzip darbrachten.

Aber daß eine Gefahr selbst hierin liegt, für weichere Naturen besonders, deren es in Süddeutschland und Österreich vielleicht mehr gibt, als im Norden und Nordosten, die Gefahr, unter die Räder dieses Fortschrittes zu kommen und da, wo der Norddeutsche bewußt über die Verhältnisse herrscht, zum Beherrschten zu werden, — das darf doch nicht verkannt werden. Und diese Gefahr ist Rudolf Hans Bartsch, dem österreichischen Dichter und Offizier, schwer aufs Herz gefallen, als er im vorigen Jahre Deutschland besuchte. Er glaubte ganz Deutschland dieser Gefahr schon erlegen oder doch nahe daran — er war nicht im Süden —, und er möchte sie von seinem geliebten Österreich abwenden, auch wenn die enge Verknüpfung der beiden Reiche, die er von Herzen wünscht, zustande kommt.

Bartsch ist voll staunender Bewunderung für das, was Deutschland in dieser schwersten aller Krisen leistet. Ein Bienenstaat, ein Ameisenvolk, bei dem

alle zu einem Ziele streben, scheint ihm das deutsche Volk zu sein. So ist ihm der Krieg im letzten Grunde ein Kampf der Notwehr, den die Individualisten-völker gegen den Staat der Organisation führen, nachdem sie ihn durch den furchtbaren Druck ihrer Bedrohung zu dem gemacht haben, was er jetzt ist. Und wenn diese Gegner Deutschlands auch verbrecherische, weil selbstische Individualisten sind, der Künstler fühlt doch, daß es hier um das Selbstbestimmungsrecht der freien Persönlichkeit geht und daß also auch ihm in dieser Umstellung der deutschen Volksseele etwas verloren geht. In diesem Volke ist alles geordnet, alles korrekt, alles organisiert, und alle „malerische wilde Wirrheit, in der die Kunst so gut gedeiht“, ist verloren. Auch die große sittliche Bändigung hat ihre Schönheit; aber die „Kunst des trozigen Einsamen“, die in der Auflehnung, im Zwiespalt wurzelt, ist dann dahin. Mit Trauer glaubt Bartsch zu sehen, wie die Gleichförmigkeit, ausgehend vom Norden und Osten, die frische Triebhaftigkeit des Südens auslöschen, wie sie auch sein Österreich mit dem eisernen Zwang ihrer Konsequenz ergreifen und verwandeln wird.

Wer Sinn für künstlerisch beschwingtes Dasein hat, wird diesen Gedanken die Berechtigung nicht absprechen. Auch Raumann kann sich ja von dem Gefühle nicht befreien, daß mit der Aufzeigung der Wege zur neuen Wirtschaft noch nicht allen Genüge getan ist. Er sieht Widerstände sogar auf dem wirtschaftlichen Gebiete selbst, wo die „Bekenner der älteren Wirtschaftskonfession und ihres gemächlicheren Lebensstempos“ den einzuführenden neuen Arbeitsmethoden sich entgegenstemmen werden. Neben diese „wirtschaftlichen Romantiker“ werden „patriarchalische Romantiker“ treten mit ihrer Abneigung gegen den demokratischen Zug der neuen Zeit. Er sieht sie hauptsächlich unter Adel und Geistlichkeit und glaubt, daß solche Stimmungen sich überwinden lassen, wenn man in jenen Kreisen einsieht, daß die neuen Methoden höheren Gewinn abwerfen! Wenn aber auch hier noch ein Rest bleibt, der Schaden an seiner Seele zu nehmen fürchtet, wenn er mit den modernen Wirtschaftsmitteln die Welt zu gewinnen strebt, so hält ihm Raumann entgegen, wie arm die gute alte Zeit doch an inneren und äußeren Gütern gewesen sei und wie reich an unangenehmen Beigaben (Strohbdächern, Zeitverschäumnissen, Gerüchen!). Aber wogegen sich diese sträuben, das ist ja nicht sowohl die Einführung praktischerer Einrichtungen als die seelische Unterjochung durch den Geist des materiellen Nutzens; sie bildet die Schattenseite an dem glanzvollen Bilde wirtschaftlichen Aufstiegs durch lückenlose Organisation und gesteigerte Arbeitsintensität.

Was Raumann wünscht und Bartsch fürchtet, das wird, wie mir scheint, sobald noch nicht kommen. Zu dem Bienenstaat, in dem das Individuum zugunsten des Ganzen sich auslöscht, haben wir freilich in diesem Kriege einen großen Schritt vorwärts getan. Aber der Friede wird manches, das unter dem Zwang der Zeit ertragen wurde, rückgängig machen. Der Wirtschaftsstaat, in dem durch Zusammenschluß und intensivste Arbeit Höchstleistungen gefordert und erzielt wurden, wird sich nicht einmal Deutschland schnell erobern, ge-

schweige das unentwickeltere Donaureich. Noch ist das Eigenbrödlertum auch bei uns eine Macht; man hat nicht umsonst Vereinigungen gegründet, um ihm, dessen Aufleben nach dem Kriege man mit Sicherheit voraussieht, wenigstens die Spitzen gegen die Notwendigkeiten des Staates abzubrechen.

Der Ruck nach vorwärts, den wir nach Raumann und Bartsch auf dem Wege nach dem sozialen Kapitalismus gemacht haben, hat seine Triebkraft nicht einer im deutschen Volke überhaupt liegenden Tendenz entlehnt, sondern er ist das Ergebnis einer Eigenschaft unseres Volkes, die jetzt im Kriege ihre schönste Blüte zeigt und uns mit dem Bewußtsein erfüllt, einem jungen Volke anzugehören, ich meine die Fähigkeit der Anpassung. Aber das Volk, das heute unter dem Druck der Verhältnisse alle zentrifugalen Individualismen ausgelöscht hat, um in einer reinen Flamme aufzulodern, wird nach dem Kriege wieder sein buntes Farbenspiel verschiedenster Wesensarten und Strebungen aufweisen, und auch der Einzige wird sein Recht finden; auch stillere Naturen werden nach Bartschs Wunsch „das wunderbare Wachsen ihrer Seele belauschen und künden dürfen“, ohne von der militaristischen und der wirtschaftlichen Forderung des Tages gestört zu werden.

Mag dann mancher deutsche Stamm sich mehr Gleichförmigkeit bewahren, mehr von seiner Triebhaftigkeit einbüßen, dafür mag die Ursprünglichkeit an anderer Stelle um so frischer ins Kraut schießen. Und von Österreich wird man noch viel erwarten dürfen. Auch dort wird langsam aber sicher der Grad wirtschaftlicher Anspannung erreicht werden, der die Existenz des großen Volkes verbürgt — eine Existenz ohne den Zwang für Hunderttausende, im Ausland ihr Brot zu suchen. Aber ein Volk, das soviel Triebhaftes, Chaotisches in sich trägt, wie die Völker unseres Nachbarstaates, kann nicht von heute auf morgen in einen mitteleuropäischen Mechanismus gleichförmiger Teile eingereiht werden. Und das ist gut so, denn im Chaos, in der Dumpsheit junger Völker liegen die Keime zu allem Wertvollen auf Erden.

So wird die werdende mitteleuropäische Kultureinheit auf die Donauvölker rechnen müssen. Aber man wird nicht von einer gegenseitigen Ergänzung des Nordens und des Südens reden dürfen, wenn man mehr darunter versteht als Toleranz der fremden Wesensart. „Das ernstere Volk wird das Staatsleben kraftvoll und sicher machen; das triebhaftere aber wird den Glanz kummerloser Schönheit darüberlegen“ (Bartsch)*). „Wir haben mehr Pferdekraft und ihr mehr Melodie. Laßt uns zusammengießen, was wir beide vermögen“ (Raumann). Das klingt recht schön, ist aber doch keine innere Vereinigung im gleichen Subjekt, sondern nur eine Mischung wie von Öl und Wasser. In viel höherem Maße wie der Eintritt in die mitteleuropäische Wirtschaft für den Süddeutschen wäre der Übergang zu süddeutscher Lebens- und Kunstauffassung

*) Ähnlich äußert sich Hans Schrott-Ziechl, Der deutsche Bruder und Österreich (Heft 10 der Flugschriften für Österreich-Ungarns Erwachen, Warnsdorf i. B. 1916), S. 41.

für den norddeutschen Wirtschaftsmenschen Naumannscher Prägung ein seelenverändernder Entschluß. Man kann wohl in Pferdekräften denken lernen, aber um Melodien zu empfinden, muß man Musik in sich tragen. Wer vom Süddeutschen und Österreicher die Annahme der neudeutschen Arbeitsmethoden verlangt, der möge nicht vergessen, die Werte zu schonen, die unfaßbar für die Statistik des Volksvermögens, zart und zerstörbar im Menschen ruhen. Das Problem der Denkmalpflege, wie man der Notwendigkeit der Gegenwart Rechnung trägt, ohne die Forderung der Schönheit zu schädigen, fordert auch hier eine Lösung.

Naumanns Wirtschaftsprinzip wird nun also, wenn auch nicht so unaufhaltsam wie er wünscht, vorwärtsdringen. Die Gefahr des Reichthums, des einzigen Feindes, der unserem Volke todbringend werden könnte, lauert dahinter. Nachdenklich mag man heute wieder die Worte lesen, die ein echter Süddeutscher unter dem Eindruck des materiellen Aufschwungs nach dem siebziger Krieg und des damit verbundenen sittlichen Verfalls geschrieben hat: „Nehmen wir's auch nicht zu schwer; eine anständige Minorität wird bleiben, eine Nation kann so was überdauern; es bedarf dann eines großen Unglücks, und das wird kommen in einem neuen Krieg, dann werden wir uns aufraffen müssen, die letzte Faser daran setzen, und dann wird's wieder besser und recht werden.“ Daß das Geld nicht die Seelen untertänig macht, dafür mögen die rückständigen Romantiker in Süddeutschland und an der Donau sorgen.

